

3. Symposium der Philosophinnen der IAPh

Autor(en): **Brander, Stefanie / Baum, Angelika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **4 (1984)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-652451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als Bumerang erweisen, nämlich dann, wenn sie sich als Selbstzweck und nicht als ein Mittel zu erweiterter politischer Handlungsfähigkeit durchsetzt. Für die Veränderung der Gesellschaft sind aber Entscheidungen nötig, mit Offenheit alleine ist es nicht getan.

Giacco Schiesser

PS. Die in der POCH-Diskussionswoche gehaltenen Beiträge erscheinen in den „positionen“ Nr. 53/54 (soeben erschienen) und Nr. 55. (Positionen, Postfach 539, 8026 Zürich, PC 40-18686)



3. Symposium der Philosophinnen der IAPh

11.-13. Oktober 1984 in Heidelberg

„Die Menschwerdung der Frau“ – feministische Perspektiven in der Philosophie – war das Thema des diesjährigen Kongresses der IAPh (Internationale Assoziation von Philosophinnen) in Heidelberg. Wie bereits vor zwei Jahren in Zürich zeigte sich eine Tendenz, „weibliches“ Philosophieren mit dem Anspruch auf ganzheitliches Denken zu verbinden, grenzüberschreitendes Denken als „Urmotiv der Versöhnung“ (*M. Maren Grisebach*) lebensfeindlichen, patriarchalen Grenzziehungen entgegenzusetzen. Die Aufforderung zum Betreten erkenntnistheoretischen Neulands, zu schöpferischem Umgang mit grauer Theorie brachte neben einer Vielfalt origineller Denkanregungen eine gewisse Vernachlässigung von Theorie überhaupt mit sich. Allerdings wurden in Heidelberg im Unterschied zu Zürich politische Zusammenhänge ersichtlicher. Als nicht ganz unproblematisch erwies es sich, im Zuge der grünen Politik, der Bedrohung durch eine sich zunehmend verselbständigende Wissenschaft und Technik die weibliche Selbstbesinnung auf andere Werte – Natur, Gefühl – entgegenzustellen, die „rationalistisch-materialistische Naturbetrachtung“ (*M. Austermann*) als patriarchalen Sündenfall darzustellen. Dass gerade der emanzipatorisch verstandene Rekurs auf weibliche Werte die Frauenbewegung politisch reaktionär vereinnahmen kann, wurde in heftigen Diskussionen deutlich.

„Gleichberechtigung und Befreiung“

In einem Referat über Emanzipationskonzepte für Frauen in der 3. Welt unterzog *Cornelia Klinger* (Wien) Argumentationsstrukturen der Abkehr vom Konzept Gleichberechtigung einer scharfen Kritik. Sie verwies auf Parallelen zweier Perspektiven des Wertwandels: die aus der Debatte über den Ethno-/

Eurozentrismus hervorgegangene Aufwertung traditionaler Gesellschaftsformen in den Ländern der sog. 3. Welt wird heute begleitet von einem Diskurs über den „anderen“, unentfremdeten, weil dem Modell der Metropolen unangepassten, Status der Frau, sei es in matrilinearen oder in vorindustriellen Gesellschafts- und Kulturformen.

Unter Bezugnahme auf den algerischen Arzt und Freiheitskämpfer F. Fanon entlarvte Klinger die Instrumentalisierung der dem Zivilisations- und Kolonisationsprozess einstmals zum Opfer gefallen Menschen und Kulturen, die Stilisierung einer „raison noire“ als *kolonialen Mythos*, der im abgewirtschafteten Denken der Metropolen, der Kolonisatoren entsteht, deren Sehnsüchte spiegelt und deren Interessen wahrnimmt – nicht die Interessen der Unterdrückten selbst! Die von weissen Feministinnen vorgenommene Umwertung längst zerstörter, kolonisierter weiblicher Identität, die Suche nach matriarchalen Spuren sowie deren Projektion auf Frauen in der 3. Welt können analog dazu als *„feministische Variante des Ethnozentrismus“* bezeichnet werden. Rassismus und Sexismus lassen sich nicht durch Umwertungen im Denken – durch „négritude“ und „Weiblichkeit“ – wegzaubern. Der Rückzug auf eine „raison touchée“ gegen die „raison discursive“ (L.S. Senghor) verewigt das immergleiche und politisch fatale dualistische Muster von Gefühl und Vernunft etc. Den Hinweis, dass das Scheitern der linken Frauenbewegung historisch auch auf solche Spaltungen zurückzuführen sei (ein Kulturfeminismus der Werte stand dem politischen Feminismus der gleichen Rechte gegenüber), schloss Klinger mit der Aufforderung, die Bestimmung eines „Weiblichen“, als was auch immer, im heutigen Zeitpunkt abzulehnen, die „Weiblichkeit“ flottieren zu lassen zugunsten einer geschlechtsunspezifischen Identität der Vielfalt.

„Die weibliche Philosophie existiert!“

Entgegen aller Erwartung wich *Margarete Huber* (München) in ihrem provokativ betitelten Vortrag der Bestimmung dieses „Weiblichen“ geschickt aus. Vorsichtiges Umgehen mit der Sprache, sorgfältige Auseinandersetzung mit überliefertem philosophischem Denken zeichnete ihren künstlerischen Essay aus. Gegen resignatives Verstummen der Philosophen, forderte Huber den Einbezug der Authentizität subjektiver Erfahrung in Wissenschaft und Theorie. Anstelle „perfekter Simulation“ eines bereits erstarrten wissenschaftlichen Gedankengebäudes setzte sie die *„Logik des von-Sinnen-Seins“*. „Ich frage, weil ich verwirrt bin“ – ein winziger neuer Ton in der Monotonie feststehender Behauptungen? Die Dunkelheit des „Verwirrtseins“, nicht das grelle Licht der Erkenntnis, erlaubt erst eine Verteidigung von Wörtern wie „Wahrheit“ und „Idee“. Ihre „Logik des von-Sinnen-Seins“ versteht sie als Zustand des Forschens, der spekulativen Theoriebildung – Innovation der Philosophie durch die Philosophin. Die weibliche Philosophie als „Idee“, als Postulat der Vernunft sozusagen, soll die Philosophin probeweise in die Dunkelkammer des Experiments versetzen, sie soll nach neuen Erkenntnissen suchen, ohne dabei den Anspruch auf veränderndes Denken, auf aufklärerischen Gebrauch der Vernunft aufzugeben.

„Der asketische Eros“

Elisabeth List (Graz) war der Persönlichkeitsstruktur des (männlichen) Wissenschaftlers auf der Spur. Sie stellte zwei Behauptungen Max Webers, dass „nur der Persönlichkeit als Wissenschaftler hat, der rein der Sache dient“, dass aber „nichts dem Menschen als Menschen etwas wert (ist), was er nicht mit Leidenschaft tun kann“, einander gegenüber. Wie kann also einer mit Leidenschaft rein der Sache dienen, oder kantisch gefragt: „*Wie ist Wissenschaft als männlicher Beruf möglich?*“ List zeichnete im Übergang vom platonischen Eros zum „asketischen Eros“ (L. Kofler), vom Wahrheitseros zum Arbeitsethos eine Libidoverschiebung von Personen auf Sachen nach. Ihre These: die Entsexualisierung der Erkenntnis im Laufe der Entwicklung der Wissenschaft der Neuzeit bringt die allmähliche Ausgrenzung aller Wirklichkeitssinne zugunsten einer objektiven Vernunftserkenntnis mit sich. Solches geschieht, wie Foucault und Elias gezeigt haben, nicht ohne Gewalt, Gewalt aber, die sich unsichtbar macht, Selbstzwang. Die Eigenschaften des Wissenschaftlers: Introvertiertheit, (relative!) Intelligenz, Dominanz, Ich-Autonomie und Selbstbeherrschung, Radikalität gegenüber Meinungsautoritäten lassen erkennen, dass wissenschaftliche Neugier diszipliniert, Arbeit versachlicht und spezialisiert, Arbeitsrollen im Machtgefüge der Institutionen verteilt wurden. „Durch eine dogmatisch verfochtene Wertfreiheitsdoktrin dem rationalen Diskurs entzogen“ (List) wirken die Motive der Macht hinter dem Rücken der „Diener der wissenschaftlichen Wahrheit“ unbeschadet weiter. Mit der platonischen Umschreibung des wahrheitssuchenden Daimons Eros als dem Mittler zwischen der „Idee“ und menschlichem Erkennen hat die wissenschaftliche Konzeption objektiver Wahrheit, die durch Abstraktion und Identifizierung mit der Struktur als reiner Geist zu erstarren droht – so List –, allerdings nicht mehr viel gemein.

„Positions du savoir en psychanalyse et en philosophie“

Monique David-Ménard (Paris) versuchte, mit psychoanalytischem Ansatz zur Klärung der Frage nach möglichen Zusammenhängen zwischen Geschlechterdifferenzierung und philosophischer Methode beizutragen. Exemplarisch wurden zwei Lektüren von Platons Symposion, Foucaults „*L’usage des plaisirs*“ und Luce Irigarays „*Ethique de la différence sexuelle*“ verglichen. Neben der Differenz in der philosophischen Methode – Irigaray liest hermeneutisch, während Foucault sich weigert, philosophischen Texten verborgene Wahrheiten zu verleihen – verweisen die beiden Bearbeitungen des Symposions auf einen weiteren signifikanten Unterschied: die subjektiven Interessen der Autoren bezüglich der Darstellungen von Sexualität und Geschlechterdifferenz gehen bewusst oder unbewusst in deren Lektüre und Analyse des platonischen Eros ein. Dies will jedoch nicht heißen, dass es sich hier um eine weibliche oder männliche Lesart, resp. um eine geschlechtsbestimmte Textproduktion handeln kann, wie dies Irigaray behaupten möchte. Philosophische Texte auf „männliche“ Herkunft hin zu befragen, hält David-Ménard insofern für eine Essentialisierung der Sexualität, als sich ein

Unterschied zwar als imaginäre Konstruktion, als psychische Realität, nicht aber als etwas ontologisch Bestimmtes festmachen lässt. Philosophische Texte, Begriffe und Methoden werden demnach nicht per se „männlich“ oder „weiblich“ sein, sondern es gilt aufzuzeigen, wie es um die Beziehung zwischen Bewusstem und Unbewusstem eines Autors/einer Autorin steht. Philosophische Arbeit reorganisiert in diesem Sinn bewusste und unbewusste Gedanken, zeigt, welcher Ökonomie von Verdrängung und Produktion von Imaginärem gefolgt wird.

Die oben skizzierten Ansätze zur Untersuchung der Relevanz einer Differenzierung der Geschlechter im philosophischen Denken scheinen uns wesentlich interessanter zu sein als die Instrumentalisierung von Philosophiegeschichte als Zitatenschatzkästlein frauenhassender Denker im Dienste einer feministischen Kritik. Frau kann es sich zwar „einmal so einfach machen, wie die Philosophen“ (A. Stopczyk) und etwa Kant normative Begriffe und Marx moralisierende Argumente bei der Bestimmung des Menschen als Mann vorwerfen. Wenn dann allerdings dem „gesetzten Vatergesetz“ ein „natürliches Muttergesetz“ gegenübergestellt, der Mensch biblisch als „vom Weibe geboren“ neu bestimmt werden soll, so muss man/frau sich doch fragen, was mit solch anthropologischer Innovation auf biologistischer Basis denn nun gewonnen ist.

Noch befremdender wirkt, wenn historisch undifferenziert die Analogie von Antisemitismus und Antifeminismus am Beispiel O. Weiningers derart beschränkt dargestellt wird, dass sich feministische Kritik auf moralische Empörung reduziert. Der Vergleich von Ausschnitten aus Weiningers „Geschlecht und Charakter“ mit Hitlers „Mein Kampf“ (H. Schröder) wird dann zur Farce, wenn das vorwiegend deutsche Publikum mit Entsetzen reagiert oder gar zu lachen beginnt.

Ist es die Aufgabe feministischer Philosophie aufzuzeigen, dass Weyinger Antisemit und Frauenhasser war, verdiente der Zusammenhang von Antisemitismus und Antifeminismus im Faschismus nicht eine gründlichere Analyse? Interessant wäre es gewesen, zu erfahren, weshalb Weiningers Werk eine so nachhaltige Wirkung zeitigte und so symptomatisch diese Zusammenhänge von Antisemitismus und Antifeminismus zu Tage bringen konnte.

Dem Lamento über patriarchalische Denker sollte von Seiten der Denkerinnen ein Ende gesetzt werden, sollen nicht „weibliche Wege“ aus der institutionalisierten Einöde universitärer Philosophie zu Sackgassen oder sumpfigen Pfaden verkommen!

Dennoch: Das Heidelberger Symposium hat gezeigt, dass sich die Philosophinnen zwar noch nicht auf dem „Königsweg“ zu einer feministischen Philosophie, aber doch auf „guten Wegen“ befinden oder, um es mit Kant zu sagen: die Reflexion über die Bedingungen der Möglichkeit feministischer Philosophie ist in vollem Gange.

Stefanie Brander / Angelika Baum